

Melissa C. Feuerer

DIE
FISCHER
KINDER

Der Kampf um die Krone



Francke

Melissa C. Feuerer

Die Fischerkinder

Der Kampf um die Krone


Francke

Über das Buch:

Das dramatische Finale der »Fischerkinder« - jetzt bei Francke!

Nach ihrer spektakulären Flucht leben Mira und Chas in den USA in Sicherheit, doch der Gedanke an ihre geliebte Heimat, die unter dem Regime von König Auttenberg leidet, lässt ihnen keine Ruhe. Es droht ein Krieg mit grausamen Folgen für alle Beteiligten. Wer kann die Katastrophe noch abwenden - wenn nicht Chas, der Sohn des Königs?

Unter Lebensgefahr wagen Mira und Chas den Weg zurück in die Rebellenstadt. Sie haben nur ein Ziel vor Augen: Chas muss sich der Begegnung mit seinem Vater stellen. Eine Konfrontation, die nur tödlich enden kann ...

Weiterhin lieferbar:

- Band 1: Die Fischerkinder - Das verbotene Buch
ISBN 9783754340806 (Book on Demand)
- Band 2: Die Fischerkinder - Im Auge des Sturms
ISBN 9783961400621 (Brendow)

Über die Autorin:

Melissa C. Feurer ist Grundschullehrerin und die Autorin zahlreicher Kinder- und Jugendbücher. Zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebt sie in Mittelfranken.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-852-8
Alle Rechte vorbehalten
© 2022 by Francke-Buch GmbH
35037 Marburg an der Lahn
Umschlagbild: © Freepik / Krone
Einbandgestaltung: sprengerbleilevens intergalactic GmbH, Duisburg
Satz und Datenkonvertierung E-Book:
Francke-Buch GmbH

www.francke-buch.de

Kapitel 1

Die Botschaft

»Vorsicht!« Eine Hand schloss sich um Miras Arm und hielt sie davon ab, den ersten Schritt auf den Fußgängerüberweg zu setzen.

Sie fuhr herum und blickte in Chas' Gesicht, das eine Mischung aus Schrecken und Spott spiegelte. »Wenn ich richtig gezählt habe, ist das jetzt schon das dritte Mal, dass du beinahe überfahren worden wärst.«

Mira hatte keine Zeit, ihm zu erklären, dass er bei einem der drei Male zumindest beteiligt, wenn nicht gar schuld gewesen war. Sie war zu sehr damit beschäftigt, das Gefährt zu betrachten, vor das sie eben um ein Haar gelaufen wäre. Kein Wunder, dass sie es übersehen hatte: Alles, was es auf Augenhöhe zu sehen gab, waren sechs schmale Stelzen, die in glänzend schwarzen Gleisen im Asphalt verankert waren. Um das eigentliche Fahrzeug zu sehen, musste Mira den Kopf in den Nacken legen. Es glitt etwa in Höhe eines zweiten Stockwerks dahin und erinnerte an eine Mischung aus Düsenjet – etwas, das Mira nur aus Büchern kannte – und Zugwaggon.

Mit großen Augen sah Mira der seltsamen Konstruktion nach, die an ihnen vorüberzog und das Ende einer Autoschlange an der nächsten Kreuzung erreichte. Anstatt jedoch ebenfalls anzuhalten, glitt das Stelzengefährt über die wartenden Autos hinweg, um hundert Meter weiter abzubremsen und sich mit blinkenden Rücklichtern auf die Fahrbahn herabzusenken wie eine Art überdimensionaler Aufzug. Zwei doppelte Schiebetüren öffneten sich und

spien eine Handvoll Passagiere auf den Bürgersteig aus, ehe das Fahrzeug wieder in luftige Höhe emporglitt, nur seine dünnen Stelzenbeine zurücklassend, auf denen es sogleich an die Spitze der nächsten Ampelschlange schwebte.

»Faszinierend, oder?« Aleksi trat neben die beiden und grinste sie schief an. »Aber keinen Verkehrsunfall wert, würde ich sagen. Wenn Sie gestatten?« Damit hielt er Mira seinen angewinkelten Arm hin, um sie über die mittlerweile freie Fahrbahn zu bugsieren. »Aber ich sehe ihnen, offen gesagt, auch immer noch gerne zu. Wir haben sie erst seit ein paar Jahren und nur auf drei Bahnlinien«, erzählte er in seinem breiten Akzent, an den Mira sich anfangs hatte gewöhnen müssen. »Aber in New York City, da haben sie den Verkehr der Rush Hour schon vor zehn Jahren revolutioniert. Kaum Verspätungen, wenn du damit unterwegs bist.«

Sie erreichten die andere Straßenseite und Aleksi bedeutete ihnen, in eine kleine Seitenstraße abzubiegen. Obwohl sie zu beiden Seiten von schwindelerregend hohen Gebäuden gesäumt war, war Mira ein wenig enttäuscht. Sie hätte gerne mehr von der großen, mehrspurigen Straße mit ihren Fahrzeugen und Passanten, Häusern und Geschäften gesehen.

»Ah, das ist besser«, befand jedoch Chas an ihrer Seite. »Und für Mira entschieden ungefährlicher.« Er zwinkerte Aleksi zu, der in schallendes Gelächter ausbrach.

Mira schüttelte den Kopf über die beiden. Chas' Onkel war von Natur aus ein Mensch, der die Dinge leichtnahm und über beinahe alles lachen konnte. Aber vermutlich ahnte er nicht, wie ungewöhnlich ein solches Verhalten für Chas war. Mira war nicht einmal sicher, ob es daran lag, dass sie Amerika endlich erreicht hatten und Chas zum ersten Mal

wirklich frei war, oder schlicht und einfach an Aleksis Einfluss auf seinen Neffen. Jedenfalls sah sie die beiden auch zu Hause in Aleksis und Phoebes kleinem Bungalow oft herumalbern, und heute schienen sie in Anbetracht ihres Ausflugs nach Denver fast schon überdreht. Seit sie aus Aleksis klapperigem, fünfsitzigen Pick-up gestiegen waren, zogen die beiden Männer Mira damit auf, dass sie im Gegensatz zu ihnen beiden ein echtes Landei war. Immerhin war Aleksis in Helsinki geboren und aufgewachsen und Chas in Vacabunite, der Hauptstadt ihres Heimatlandes.

»Wenn ich ehrlich bin, bevorzuge ich trotzdem euer kleines Dörfchen«, meinte Chas jedoch, während sie den Lärm der großen Straße weit hinter sich ließen. »Es ist so friedlich und übersichtlich.«

»Jaah«, erwiderte Aleksis gedehnt. »Ja, bei uns liegt im wahrsten Sinne des Wortes der Hund begraben. Wenn wir Gehsteige hätten, würden wir sie am Abend hochklappen. Da braucht sie sowieso keiner mehr.« Er seufzte theatralisch. »Aber Phoebe liebt es. Tja, und ich liebe Phoebe, also ...« Er zuckte die Schultern.

»Ich glaube, ich würde gerne hier leben.« Mira sah über ihre Schulter zur großen Straße zurück. Die Wahrheit war, dass sie am liebsten jeden Winkel von Denver erkundet hätte. Sie wollte mit einem der Stelzengefährte über den Verkehr hinweggleiten und die vielen tausend und abertausend Autos unter sich zählen. Sie wollte die bunten Paradiesvögel, an die all die schrill gekleideten Menschen hier erinnerten, so lange anstarren, bis sie sich endlich an ihren Kleidern und Anzügen, Frisuren und Schmuckstücken sattgesehen hätte. Und sie glaubte nicht, dass das allzu bald der Fall sein würde.

Aber Aleksi ging weiter und Mira verlegte sich daher darauf, die Häuser zu betrachten, die diese Straße säumten. Zwei Querstraßen weiter blieben sie vor einem mehrstöckigen Gebäude stehen, das von oben bis unten nur aus Fenstern zu bestehen schien. Das spiegelglatte Glas reflektierte die Sonne und das Abbild von Mira und ihren beiden Begleitern. Aleksi, klein und drahtig, mit Kinnbärtchen und einem karierten Flanellhemd, das er offen über einem T-Shirt trug. Chas, dunkelhaarig und karamelläugig, ungewohnt in seinem dunklen Sweatshirt und den Jeans. Und Mira dicht neben ihm, ebenfalls in Jeans und aus Gewohnheit in einem weißen Oberteil unter der dünnen Windjacke, allerdings viel figurbetonter und enger geschnitten als die ewig gleichen Blusen, die sie früher stets getragen hatte. Sie erkannte sich selbst kaum wieder.

»Sehr transparent.« Chas' Feststellung riss sie aus den Gedanken. Auch er musterte das gläserne Gebäude vor ihnen. »Ist es das?«

Aleksi nickte. »Ja, Undurchsichtigkeit kann man zumindest ihrem Gebäude nicht vorwerfen. Es hat eine gewisse Ironie, oder? Diese moderne Fassade, ausgerechnet an der Botschaft von Nederdanland.«

Mira zuckte beim Klang dieses Namens unwillkürlich zusammen. In der Schule war sie Klassenbeste in Staatsgeschichte gewesen. Sie hatte alles gewusst: Präsidenten und Jahreszahlen, bedeutende und unbedeutende Ereignisse seit der Gründung ihres Heimatlandes. Aber nicht ein einziges Mal hatte sie sich gewundert, warum ihr so geliebtes Land nicht einmal einen Namen hatte. Nun musste sie nicht fragen, um die bittere Wahrheit zu ahnen: Wozu ein Land benennen, wenn es den Bewohnern verboten war, sich mit anderen Ländern zu

beschäftigen? Ein Land, das sie niemals verlassen würden, das ihr ganzes Leben lang das einzige Land sein würde, das sie kannten, weil sie weder Handelsbeziehungen pflegten noch Kriege führten, weder reisten noch Kontakt zu Menschen außerhalb ihres eigenen Landes haben durften?

Beim Gedanken an die Dinge, die sie stattdessen im Staatsgeschichtsunterricht gelernt hatte, verspürte Mira in ihrem Inneren einen dumpfen Schmerz. Ihr damals so vollständiges und glorreiches Wissen erschien ihr nun schäbig, lückenhaft und vor allem falsch. Nichts hatte sie von den Umständen seiner Gründung gewusst, nichts von den drei Ländern, zu denen ihr Territorium einst gehört hatte – von den zahlreichen anderen Ländern dieser Welt ganz zu schweigen.

»Dann wollen wir mal.« Aleksi machte eine Bewegung, als wolle er eine Schar Hühner vorantreiben, und bereitwillig traten Mira und Chas vor ihm durch die automatischen Schiebetüren in den Innenraum der Botschaft.

Einen Moment lang noch beobachtete Mira durch die zahlreichen Fenster die Straße, die sie eben verlassen hatten, dann beeilte sie sich, Aleksi zu einer Art Schalter zu folgen, hinter dem ein junger Mann mit wild gemustertem Hemd und Koteletten saß. Mira fragte sich, ob er wie sie einmal ein Bürger Norderlands gewesen war. Sie hätte erwartet, dass sie ihm die gemeinsame Herkunft ansehen müsste, doch alles an seinem Verhalten war so ausgesprochen amerikanisch und fremd, dass sie ihn sich unmöglich in Einheitskleidung in den Straßen von Vacabunite vorstellen konnte.

Auch das Gespräch, das Aleksi mit ihm führte, fand auf Englisch statt, weshalb Mira nicht mehr als ein paar nutzlose Satzbrocken verstand. Zu Hause bei Aleksi und Phoebe sprachen sie stets in ihrer Landessprache, auch

wenn Aleksi sie als gebürtiger Finne und jahrzehntelanger Wahlamerikaner nur gebrochen und mit starkem Akzent beherrschte. Selbst Phoebe hörte man nach so vielen Jahren in Amerika an, wie fremd ihre Muttersprache ihr geworden war.

»Gibt es ein Problem?«

Mira wandte sich zu Chas, der seinen Onkel mit einer steilen Sorgenfalte zwischen den Augenbrauen bei seinen Verhandlungen beobachtete. Sie selbst war so abgelenkt von ihren eigenen Beobachtungen gewesen, dass sie den dringlichen Tonfall, in dem Aleksi mittlerweile sprach, gar nicht bemerkt hatte. Jedes seiner Worte unterstrich er mit vehementen Gesten.

»Gibt es ein Problem?«, wiederholte Chas seine Frage drängender.

Zu ihrer beider Überraschung war es der Beamte im kunterbunten Hemd, der antwortete, und er sprach erstaunlich akzentfrei, jedoch mit einem weichen Dialekt, der Mira fremd war. Vielleicht, so überlegte sie mit einem neuerlichen Stich in ihrem Inneren, stammte er aus dem Westen ihres Heimatlandes, weit entfernt von Leonardsburg und Vacabunite, aus jener Gegend, die, wie sie nun wusste, früher zu den Niederlanden gehört hatte.

»Ein Problem würde ich es nicht nennen«, erklärte er und klang überaus freundlich und bedauernd. »Ich erklärte Ihrem Freund ...«

»Onkel«, korrigierte Aleksi hastig. »Auch wenn ich locker als sein Bruder durchgehen könnte.«

Der Beamte ging auf diesen Versuch eines Witzes gar nicht ein. »... nur eben, dass es ein langwieriger Prozess sein wird, die amerikanische Staatsbürgerschaft für Sie beide zu erhalten. Um genau zu sein, haben Sie großes Glück, auch nur eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen

zu haben, nachdem Sie als illegale Einwanderer in dieses Land gekommen sind.«

»Als Flüchtlinge. Das ist ein Unterschied. Ein großer.« Zur Verdeutlichung schlug Aleksi mit der Faust auf den Tresen vor ihnen, schien sich dabei aber selbst albern vorzukommen, denn er zog die Hand hastig wieder zurück und erklärte ruhiger: »Die beiden mussten das Land aufgrund von Verfolgung und Gefahr für ihr Leben verlassen.«

»Die Angaben der beiden diesbezüglich werden sicher aufmerksam geprüft und die Plausibilität ihrer Geschichten ...«

»Geschichten? Ich gehe davon aus, dass Sie selbst in Nieder-
danland gelebt haben und wissen, welche Zustände ...«

»Mein eigener Migrationshintergrund tut hier nichts zur Sache.«

Mira entfuhr ein leises Schnauben. Sie hatte so eine Ahnung, dass ihr Gegenüber, wenn es noch in Niederdanland leben würde, in der Tat nicht die Standardkleidung eines einfachen Bürgers, sondern den schwarzen Anzug eines Staatsbeamten oder zumindest die blaue Uniform eines Wachpostens tragen würde. Das passte viel besser zu ihm und seinem wichtigtuersichen Gebaren – wenn auch nicht zu seinem weichen Dialekt, das musste sie zugeben.

»Ihre einzige Möglichkeit unter den gegebenen Umständen«, fuhr er auch schon fort, »ist, die hiesige – bedeutet: die amerikanische – Staatsbürgerschaft als zweite, untergeordnete Staatsbürgerschaft zu beantragen.«

»Das ist der erste vernünftige Vorschlag, den Sie machen«, brummte Aleksi. »Welche Papiere benötigen ...«

»Fakt ist jedoch«, unterbrach ihn der Beamte, »dass Sie beide im Augenblick überhaupt keine Staatsbürgerschaft innehaben, da Ihr Land Ihnen selbige durch Ihre illegale Flucht aberkennt. Eine zweite Staatsbürgerschaft kann selbstverständlich nur bei Vorhandensein einer Hauptstaatsbürgerschaft bewilligt werden, wie Sie sicher verstehen können.« Noch immer gab sein Dialekt seiner Stimme einen sanften Klang, doch das hielt Mira nicht davon ab, mittlerweile selbst gegen den Impuls ankämpfen zu müssen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen oder noch besser auf die flache Computertastatur, die darin eingelassen war.

»Und was sollen wir Ihrer Meinung nach dann tun?«

»Sie haben die Möglichkeit, die Bürgerrechte für Ihr Heimatland hier auf der Botschaft erneut zu beantragen. Anschließend können Sie per Formular um die Gewährung einer zweiten Staatsbürgerschaft bitten.«

»Und wenn diese Bitte uns nicht gewährt wird?« Chas' Stimme klang ruhig. Zu ruhig für Miras Geschmack. Ihrer Erfahrung nach gab sich Chas vor allem dann so übertrieben emotionslos, wenn in seinem Inneren ein Sturm tobte, den es zu verbergen galt.

»Das ist sehr unwahrscheinlich.« Der Beamte machte eine beschwichtigende Handbewegung, doch Chas' Miene zeigte keinerlei Erleichterung. Mira musste nicht fragen, warum: Als Sohn des Königs von Nederdanland, jenes Monarchen, der das Volk so grausam unterdrückte und ausbeutete und sich, wie Mira mittlerweile wusste, bereits in aller Welt Feinde gemacht hatte, fürchtete Chas zu Recht, dass man ihm nicht so leicht eine zweite Staatsbürgerschaft in einem anderen Land gewähren würde.

»Was geschieht, wenn die Bitte dennoch abgelehnt wird?«, fragte sie leise und konnte das Zittern nicht ganz aus ihrer Stimme verbannen.

»Dann müssten Sie nach einer Frist von sechs Wochen in das Land Ihrer Hauptstaatsbürgerschaft zurückkehren.«

»Nach ... nach Niederland?« Das Wort ging Mira noch immer schwer über die Lippen, zumal diese in einer Mischung aus Zorn und Angst zu beben begonnen hatten.

»Sie würden uns dahin zurückschicken, obwohl ...«

»Wie ich eben schon sagte, dieser Fall ist äußerst unwahrscheinlich.«

»Es ist mir egal, wie unwahrscheinlich er ist!« Obwohl Miras Fingernägel sich schmerzhaft tief in die Handflächen gruben, ließ sich ihre Wut nicht länger unterdrücken. »Wie können Sie, wie kann irgendjemand es auch nur in Betracht ziehen, jemanden zurückzuschicken, der unter Lebensgefahr hierher geflohen ist? Sind Sie selbst nicht genau wie wir als Flüchtling hier angekommen und anscheinend mit offenen Armen empfangen worden? Alles, was wir wollen, ist, hier in Frieden zu leben!«

Sie wusste selbst nicht, was in diesem Augenblick in sie gefahren war, einem Beamten so unverblümt ihre Meinung zu sagen. Früher – in einem anderen Leben, wie ihr schien – hatte sie großen Respekt vor jedem Würdenträger und staatlichen Beamten gehabt. Dafür hatte ihr Vater, der selbst für die Staatsjustiz arbeitete, schon gesorgt. Doch vielleicht sprach in diesem Moment weniger das angepasste Mädchen aus der Leonardsburger Innenstadt aus ihr als vielmehr die Rebellin, die sie in der Hauptstadt Vacabunite geworden war. Vielleicht hatte sie zu lange im Untergrund gelebt und sich mit Staatsgegnern umgeben, um noch ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Oder vielleicht war es noch viel simpler und der Grund für ihren Ausbruch

war schlicht, dass es nicht so sehr um ihre eigene Sicherheit ging wie um die von Chas, für den eine Rückkehr nach Niederland einem Todesurteil gleichkam.

»Mira ... lass mich das regeln, ja?« Aleksi trat ein wenig vor und begann nun wieder, in schnellem Englisch auf den Beamten einzureden. Mira versuchte noch einige Sätze lang, der Unterhaltung anhand von Mimik und Gestik zu folgen, doch musste bald einsehen, dass es keinen Sinn hatte. Stattdessen sah sie zu Chas, dessen Miene versteinert war.

Als sie Chas noch kaum gekannt hatte, als er noch der fremde Junge aus dem Schatten gewesen war, der als Vergessener im Inneren des Berges Klein-Ararat lebte, da hätte dieser verschlossene Gesichtsausdruck sie auf Abstand gehalten. Doch mittlerweile kannte sie Chas und seine Haltung löste das genaue Gegenteil in ihr aus: Sie spürte, wie ihre Wut auf den Beamten und das ganze System dahinschmolz und klein und unbedeutend wurde neben der Zuneigung, die sie für Chas empfand. Er hatte sich so lange nach dieser Freiheit gesehnt und an jedem Tag, den sie bisher hier verbracht hatten, hatte sie sehen können, wie gut sie ihm tat. Niemand durfte ihm das wieder wegnehmen, kaum dass er es endlich erlangt hatte.

Wortlos trat sie dichter zu Chas und lehnte die Stirn an seine Schulter. Sie seufzte, um ihm zu sagen, dass auch sie es leid war, kämpfen und diskutieren zu müssen. Sie hatte geglaubt, das alles ein für alle Mal hinter sich gelassen zu haben.

»Lasst uns gehen.«

Mira fuhr hoch, als Aleksi so unvermittelt wieder das Wort an sie richtete. Sie warf ihm einen verständnislosen Blick zu, doch er schüttelte den Kopf. »Später«, sagte er und

stopfte einen Stapel Formulare ohne viel Federlesen in seine Umhängetasche.

Chas und Mira folgten ihm hinaus vor das verglaste Gebäude und ein ganzes Stückchen die Straße hinunter, ohne dabei auch nur ein einziges Wort zu wechseln. Die ausgelassene Stimmung, mit der sie nach Denver gekommen waren, war wie weggeblasen. Nicht einmal Aleksi schien noch zu Scherzen aufgelegt.

»Mira ... du musst vorsichtig sein«, ergriff er einige hundert Meter weiter das Wort.

Mira hatte gut Lust, gleich wieder aufzubrausen, darüber zu wüten, wie ungerecht das alles war und wie bitter enttäuschend, dass selbst hier im doch so freien Amerika König Auttenberg und sein Unrechtssystem noch solche Macht über sie hatten.

Doch Aleksi nahm ihr den Wind aus den Segeln. »Ich weiß, ihr habt euch das anders vorgestellt. Und du hast alles Recht, verärgert zu sein. Aber sich die falschen Leute zum Feind zu machen, das ist in diesem Land genauso wenig ratsam wie in eurem. Vor allem nicht, wenn es sich um Leute aus Nederdanland handelt. Du wirst vermutlich selbst gemerkt haben, dass eure Landsleute einen etwas empfindlichen Stolz haben.«

Mira schnaubte unwillig, zog es aber vor zu schweigen, als Chas ihre Hand ergriff. Natürlich hatte Aleksi recht – ganz besonders, was den Stolz betraf. Sie hatte es bei ihrem Vater erlebt, der kein schlechtes Wort über seinen Staat und dessen Tun hatte hören wollen. Ebenso war es bei Herrn Baron und seinen Kollegen gewesen, auch bei Auttenberg selbst, der jede noch so kleine Gruppierung fürchtete, deren Meinung von seiner Linie abwich.

»Habe ich die Situation noch schlimmer gemacht?«, fragte sie kleinlaut, fest entschlossen, sich nicht ebenfalls der

selbstbezogenen Unbelehrbarkeit ihres Volkes schuldig zu machen.

Alexi seufzte. »Ich denke nicht. Die Lage ist verzwickt, so oder so.«

»Und was sollen wir deiner Meinung nach tun?«, fragte Chas. Die Worte hätten angriffslustig klingen können, doch obwohl seine Miene immer noch steinern war, schien er wirklich interessiert am Rat seines Onkels. »Das Risiko eingehen und die niederländische Staatsbürgerschaft zurückbeantragen?«

»Auf keinen Fall. Du jedenfalls nicht und auch dir, Mira, würde ich dazu nicht raten. Wir beantragen eine Verlängerung eurer Aufenthaltsgenehmigung auf ein Jahr.« Er deutete auf seine Tasche, aus der die zerknautschten Ecken der mitgenommenen Unterlagen ragten.

»Ein Jahr? Und was dann?«

»Dann beantragen wir noch ein Jahr. Und noch eines und noch eines.« Alexi machte selbst keinen besonders glücklichen Eindruck, doch er zuckte die Schultern. »Etwas Besseres fällt mir leider auch nicht ein.«

Mira umfasste Chas' Hand fester, während sie fieberhaft überlegte, wie sie die nächste Frage stellen sollte, die sich als logische Schlussfolgerung ergab. Konnte man so etwas harmloser klingen lassen als es war? Aber an Aleksis Antwort würde alle Diplomatie nichts ändern.

Doch Chas war ohnehin schneller: »Was geschieht, wenn unser Antrag irgendwann nicht mehr genehmigt wird? Schicken sie uns dann nicht auch zurück?«

»Eigentlich dürften sie euch in Niederland auch nicht mehr aufnehmen, so ganz ohne Staatsbürgerschaft.«

»Oh klasse, dann schippern wir einfach für den Rest unseres Lebens mit einem dieser gemütlichen Transportschiffe zwischen den beiden Ländern hin und

her«, entfuhr es Mira. Ihr leicht hysterisch klingendes Lachen ließ sich nicht einmal mit viel Mühe unterdrücken.

Aleksi schenkte ihr ein müdes Lächeln. »Ich denke nicht, dass das nötig sein wird. Im Notfall ist da auch noch Kanada. Und genügend andere Länder mit jahrelangen Abschiebeverfahren, sodass ihr euer ganzes Leben damit zubringen könntet, Staatsbürgerschaften zu beantragen und weiterzuziehen, wenn sie abgelehnt werden.«

»Tja«, erwiderte Chas trocken und drückte Miras Hand. »Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet wir einmal so viel von der Welt sehen würden?«

Kapitel 2

Der Vertrag

Der Spaß an ihrem Ausflug nach Denver war ihnen so gründlich vergangen, dass Mira und Chas gleichermaßen aufatmeten, als sie endlich wieder in Aleksis Pick-up saßen und das bunte Treiben der Großstadt langsam, aber sicher hinter sich ließen. Weil Aleksis Fahrzeug stelzenlos war und deshalb nicht einfach so mir nichts, dir nichts an die Spitze einer Ampelschlange springen konnte, dauerte es fast eine Stunde, bis die Stadt endlich dem vertrauten Anblick von Feldern und Wiesen wich.

Trotz ihrer Faszination für die fremde Metropole konnte Mira Aleksis Wohnortwahl durchaus verstehen: Sie fühlte sich hier draußen wohl und in einer Mischung aus Wehmut und Geborgenheit an ihr Zuhause in Leonardsburg erinnert. Auch ihre Heimatstadt war von Feldern umgeben gewesen, obgleich die schiere Endlosigkeit der amerikanischen Maisfelder eine ganz andere Größenordnung war.

Sie sprachen während der gesamten Fahrt nicht viel. Der Besuch in der Botschaft hatte sie alle drei aufgewühlt und desillusioniert. Chas' und Miras Reise nach Amerika war kräftezehrend und gefährlich gewesen und es hatte sie weitere Wochen gekostet, durch das riesige, fremde Land zu Aleksis zu gelangen. Mira war davon ausgegangen, dass ihr Abenteuer und alle Schwierigkeiten damit überstanden waren, dass sie endlich am Ziel angekommen waren. Aleksis und Phoebe hatten sie so herzlich aufgenommen und auch alle Menschen, denen sie im Dorf begegneten, behandelten

sie freundlich. Niemals wäre Mira auf den Gedanken gekommen, dass sie als Fremde hier unerwünscht sein könnten.

»Das wird schon«, war der einzige Trost, den Aleksi zu geben wusste, doch er blickte ungewohnt ernst drein, während er den Pick-up in die Einfahrt vor seinem kleinen Haus im Bungalowstil lenkte und dort zum Stehen brachte.

Phoebes und Aleksis Zuhause befand sich am Ortsrand eines kleinen Dorfes, das nur aus einer Durchfahrtsstraße und zwei in Sackgassen endenden Seitenstraßen bestand. Eine überdachte Veranda umschloss das ganze Haus. Mira liebte es, auf der rostigen Hollywoodschaukel zu sitzen und die Weite der Landschaft hinter dem Haus in sich aufzusaugen. Direkt an das Grundstück grenzte Aleksis Apfelplantage mit zahllosen Reihen der Bäume, die jetzt im Herbst langsam kahl wurden. Dahinter schlossen sich mittlerweile brachliegende Felder an, so weit das Auge reichte. Die Landschaft bereitete sich auf einen langen, wohlverdienten Winterschlaf vor. Der Anblick hatte etwas zutiefst Friedliches an sich.

»Wir könnten noch eine Runde durch die Plantage ...« Mira sah vorsichtig zu Chas, der im Begriff war aus dem Auto zu steigen, und war froh, zu sehen, dass seine Miene sich ein wenig entspannt hatte. Sie war nicht mehr steinern und vielleicht bedeutete das, dass Mira mit ihm reden konnte. Über das, was sie soeben herausgefunden hatten, und darüber, was sein würde, wenn sie wirklich nicht in Amerika bleiben konnten.

Chas war der Einzige, der ihre Enttäuschung über die neuerlichen Komplikationen wirklich verstehen konnte, und der Einzige, nach dessen Anwesenheit sie sich jetzt sehnte. Doch Aleksi drehte sich zu Mira um, die auf der verschlissenen Rückbank hinter Chas saß. »Vielleicht

verschiebt ihr euren Spaziergang lieber auf später. Phoebe wollte ihren Maccaroniauflauf mit extra viel Käse machen und ich wette, er ist schon fertig. Ich habe ihr getextet, als wir losgefahren sind. Und die Rückfahrt hat sich ganz schön hingezogen.«

»Dann wollen wir sie nicht noch länger warten lassen.« Mira rang sich ein Lächeln ab und nahm sich vor, es auch während des Essens so gut es ging beizubehalten. Später, wenn sie mit Chas allein war, konnte sie ihrem Unmut und ihrer Enttäuschung freien Lauf lassen, konnte wüten und schimpfen und vielleicht auch weinen. Aber Phoebe würde sich die Nachrichten ohnehin schon zu Herzen nehmen, selbst wenn Aleksi sie bestimmt schonend verpacken würde.

Aleksि schloss das Auto ab und nacheinander stiegen sie die wenigen Stufen zur Veranda hinauf. Als Mira die Haustür aufstieß, umfing sie der Duft von geschmolzenem Käse.

»Sind wir zu spät?«, rief sie betont munter und spähte um die Ecke, um zu Phoebe in die Küche zu sehen. Doch der Raum hinter der offenen Tür war leer. Die Kochutensilien standen noch neben der Spüle und das Licht aus dem Backofen verriet, dass der versprochene Auflauf bereits darin buk. Mira schnupperte und fragte sich, ob sie sich den leicht verbrannten Geruch, der sich mit der würzigen Käsenote vermischte, nur einbildete. Sie schlüpfte an der Haustür aus ihren Schuhen und trat näher. In der Tat war Phoebes legendärer Maccaroniauflauf bereits ziemlich dunkel geraten.

»Ähm ... Phoebe?«, rief Mira durch die Stille des Hauses. Als keine Antwort erfolgte, schaltete sie den Ofen kurzerhand aus und wandte sich zu Chas und Aleksi um.

»Wo kann sie denn ...« Doch in diesem Moment knarzten

die Dielen im Flur und machten Miras Frage überflüssig. Phoebe trat zu ihnen in den Eingangsbereich, der direkt in das mit Teppichboden ausgelegte Wohnzimmer und den darin integrierten Essbereich übergang. Ihre Augen waren gerötet und sie starrte Chas an, als sehe sie ihn zum ersten Mal.

»Phoebe, ist etwas ... was ist passiert?« Aleksi war augenblicklich an ihrer Seite und auch Mira trat aus der Küche und zu Chas' Tante, die ihr in den vergangenen Wochen so ans Herz gewachsen war. Obwohl sie Chas' eigentliche Blutsverwandte - die Schwester seiner Mutter - war, hätten er und Phoebe einander nicht unähnlicher sein können. Blond wie ihre Schwester, zierlich und mit einer Wärme in ihrem Blick, die an ein prasselndes Kaminfeuer erinnerte, passte ihr Aussehen gut zu ihrem herzlichen Wesen. Phoebe trug ihr Herz auf der Zunge - eine Eigenschaft, die ihrem Neffen selbst nicht ferner liegen könnte. Auch jetzt sah man ihr die innere Unruhe an.

Statt zu antworten, wischte sie sich hastig über beide Wangen. Erst jetzt bemerkte Mira, dass sie in der linken Hand ein zerknittertes Stück Papier hielt.

»Was ist das?«, wollte sie von Chas wissen, doch gleichzeitig spähte Aleksi auf das sichtbare Stückchen Text am oberen Rand des Blattes und fragte: »Ein Vertrag?«

Phoebe nickte und ihre Augen suchten erneut Chas.

»Du hast ihn zwischen meinen Sachen gefunden, oder?« Dieses Mal war nicht nur seine Miene, sondern sogar seine Stimme steinern. Mira hörte ihr keinerlei Vorwurf an, doch die mühsame Beherrschung darin sprach Bände. Ja, sogar Chas' sonst goldene Augen erschienen ihr mit einem Mal seltsam dunkel. Als hätte sich in ihnen etwas verschlossen.

»Ein Vertrag?«, wiederholte Aleksi und sah verwirrt von Phoe-

be zu Chas. »Was für ein Vertrag? Hast du versucht, meine Plantage zu verkaufen, oder was?«

Niemand lachte über den halbherzigen Versuch eines Scherzes.

»Er war zwischen meinen Sachen«, sagte Chas mit leiser Steinstimme. »Und er war nicht zum Lesen gedacht. Deshalb war er auch versteckt.«

»Chas ...« Phoebe machte einen Schritt auf Chas zu, was Mira für keine besonders gute Idee hielt. Wenn er aufgebracht war, fühlte Chas sich schnell in die Enge gedrängt. Auch jetzt machte er intuitiv einen Schritt zurück, sodass er mit dem Rücken gegen die Haustür stand.

Phoebe hielt inne, die Hand noch ausgestreckt, als wolle sie sie Chas auf die Schulter legen oder ihn umarmen. »Er lag zwischen deinen Kleidern«, erklärte sie flehentlich. »Ich wollte nur die Stoffhose flicken ... ich konnte doch nicht ahnen, um was es sich handelte.«

»Und da hast du ihn einfach mal gelesen«, schlussfolgerte Chas.

»Der Vertrag war nicht auf Englisch. Das habe ich auf den ersten Blick gesehen. Es hat mich irritiert, also habe ich ...« Sie verstummte.

Alexi nutzte die Gesprächspause, um nach dem Papier in Phoebes Hand zu greifen und zu fragen: »Was ist das für ein Vertrag?«

Eben hatte Mira sich noch die gleiche Frage gestellt, doch Phoe-

bes verzweifelte Erklärungsversuche hatten längst die Antwort geliefert. Es gab nur ein Schriftstück in ihrer Landessprache, das in Chas' Besitz war und das Phoebe so erschüttern konnte.

»Ich sagte, das ist privat«, fauchte Chas plötzlich und entriss Aleksi den Vertrag, ehe dieser auch nur das Papier glätten konnte. »Es geht niemanden etwas an.«

»Chas, wir wollen dir doch nur ...«, setzte Phoebe an, doch Chas unterbrach sie: »Helfen? Dann haltet ihr euch aus dieser Sache heraus. Ich will nicht darüber sprechen und vor allem will ich nicht, dass ihr noch einmal an meine privaten Sachen geht.« Er zerknüllte das Schriftstück in der geballten Faust.

»Aber was für ein Vertrag ist das denn?«, flüsterte Aleksi Mira zu. Er stand da wie vom Donner gerührt und schien der Auseinandersetzung nicht wirklich folgen zu können.

Mira schluckte. »Eine Art Tauschhandel«, wisperte sie zurück. »Zwischen den Rebellen und dem König. Chas gegen ein paar Zugeständnisse.«

»Chas gegen ein paar Zugeständnisse?«, fuhr Aleksi auf und erntete einen zornfunkelnden Blick von Chas. »Seid ihr wahnsinnig? Chas' Auslieferung an seinen V... an den König als Gegenwert für ...«

»Du glaubst, wir hätten diesen Unsinn aufgesetzt?« Chas lachte ganz und gar freudlos auf. »Du glaubst, ich habe mich freiwillig als Bestechungsgegenstand gemeldet?«

Aleksis Gesichtszüge entgleisten für einen Augenblick zu einer Mischung aus Erleichterung und Fassungslosigkeit.

»Wer dann?«, brachte er schließlich heraus.

»Ein paar nette *Freunde* bei den Rebellen«, knurrte Chas. In Anbetracht von so viel Sarkasmus und so wenig Informationswert runzelte Aleksi nur die Stirn.

»Sie haben uns verraten«, erklärte Mira, weil Chas keine Anstalten dazu machte.

»*Mich*«, unterbrach er sie jedoch sogleich, sein Gesicht wieder eine steinerne Maske, die dieses Mal – das wusste Mira – dazu da war, den Schmerz zu verbergen. »Mich

haben sie verraten und mich wollten sie gegen ein paar Zugeständnisse für das Volk eintauschen.«

»Dich wollten sie eintauschen.« Mira schluckte. »Aber verraten haben sie uns alle. Sie waren Teil meines Teams. Sie wollten uns helfen, Filip zu befreien. Ich ... ich habe ihnen vertraut.«

»Weil du vertrauensselig bist«, spuckte Chas ihr entgegen. »Du denkst, alle Menschen sind so aufrichtig wie du und dein Freund Filip.«

Mira biss sich auf die Unterlippe, fest entschlossen, nicht etwas ebenso Verletzendes zurückzuschleudern. An Chas vorbei begegnete sie Phoebes Blick und wusste, dass sie es ihnen erklären musste, dass die beiden verstehen mussten, warum Chas so verbittert war. Auch wenn sie dazu ihren eigenen Stolz hinunterschlucken und Chas' Anschuldigungen stehenlassen musste. Und auch wenn es ihm sicher nicht gefallen würde, wenn sie so offen über das sprach, was geschehen war.

»Wir sind in das Gefängnis unter der königlichen Residenz vorgeedrungen.« Ihre Stimme bebte, doch sie nahm sich kaum Zeit, Luft zu holen, ehe sie fortfuhr. Sie wollte Chas keine Gelegenheit geben, sie zu unterbrechen. »Ein paar Fischerkinder und Rik ... und Tara und Bertram. Ich habe mich gefragt, warum sie uns plötzlich unterstützen wollten. Es hat mich verwundert.« Trotzig schob sie das Kinn vor. »Aber ich konnte doch nicht ahnen, dass ... sie haben die Wachen zu uns heruntergelockt. Wir saßen in der Falle. Und Bertram hat ... er hat ihnen Chas gezeigt. Gefragt, ob sie ihn erkennen. Und verlangt, zum König gebracht zu werden. Um ihn dazu zu zwingen, diesen Vertrag zu unterschreiben.«

Phoebe hatte die Hand vor den Mund geschlagen und schüttelte stumm den Kopf.

»Wir konnten entkommen, aber Edmund ...«

Als hätte die Erwähnung dieses Namens Chas aus seiner Starre gerissen, fiel er ihr ins Wort: »Was tut das alles eigentlich zur Sache?«

»Ich will nur, dass sie verstehen ...« Mira unterbrach sich beim Anblick von Chas' Miene. »Die beiden sind so freundlich zu uns. Sie haben uns hier aufgenommen und unterstützen uns bei unserem Neuanfang. Findest du nicht, sie haben ein Recht darauf ...«

»Neuanfang«, schnaubte Chas. »Hast du vorhin nicht zugehört? In Amerika wollen sie uns auch nicht. Nirgendwo wollen sie uns. Wir werden für den Rest unseres Lebens nicht wissen, wo wir bleiben sollen oder wo wir hingehören.«

»Was?«, fuhr Phoebe auf und wirbelte zu Aleksi herum.

»Das ist noch nicht gesagt«, wandte dieser beschwichtigend ein und trat mit zwei großen Schritten zu Chas, als hätte er dessen Bestreben, Abstand zwischen sich und die anderen zu bringen, gar nicht bemerkt. Er machte eine Geste, als wolle er Chas den Arm um die Schultern legen. Brüderlich. Vielleicht väterlich. Jedenfalls viel zu nahe.

»Dann lasst uns doch einfach abwarten«, fauchte Chas, schlüpfte unter Aleksis Arm aus seiner Sackgasse und stürmte zwischen ihm und Phoebe hindurch. »Hoffen und *beten*. Das könnt ihr doch alle so gut.«

Mira wollte ihrem ersten Impuls folgen und ihm nachlaufen, doch die Tür zum Arbeitszimmer, in dem Chas schlief, weil er Mira das Gästezimmer überlassen hatte, fiel mit einem solchen Knall ins Schloss, dass sie auf halbem Weg stehenblieb.

»Ich ... er meint das nicht so«, erklärte sie lahm und ohne Aleksi oder Phoebe anzusehen. »Es hat nichts mit euch zu

tun. Oder mit mir.«

Ihre Worte sollten sie selbst genauso besänftigen wie die beiden. Denn obwohl sie Chas nun schon seit einer Weile kannte, schmerzte es doch jedes Mal, wenn er sie so grob von sich stieß.

»Er ...« Mira wandte sich Aleksi zu, der wie vom Donner gerührt mitten im Flur stand. »Er mag euch wirklich gerne. Jedenfalls hat er zu Hause ... in Nederdanland von nichts anderem gesprochen, als hierher zu kommen und ein neues Leben anzufangen. Aber er hat einfach Angst. Nach dem, was mit Edmund geschehen ist ...« Sie sog scharf die Luft ein, um die plötzlich in ihren Augen brennenden Tränen zurückzudrängen. Der Gedanke an den charismatischen, großherzigen Buchhändler schmerzte noch immer so sehr, dass sie kaum weitersprechen konnte. Wie musste es da erst Chas gehen, für den Edmund so viel mehr als der Anführer der Fischerkinder gewesen war – fast so etwas wie ein Vater. »Es fällt ihm schwer, Menschen an sich heranzulassen«, schloss sie knapp und presste sich die Faust auf den Mund, bis sie ihre Emotionen wieder einigermaßen im Griff hatte.

»Wen wundert das?« Phoebe trat neben Mira, legte den Arm um ihre Schultern und wiegte sie sachte hin und her. »Nach allem, was er durchgemacht hat. Sein größenwahnsinniger Vater, die jahrelange Flucht und dann auch noch so ein Verlust ... das würde jeden bitter machen.«

»Dieses Land zerstört die Menschen«, knurrte Aleksi, den Blick an Mira und Phoebe vorbei auf die geschlossene Arbeitszimmertür gerichtet. »Diejenigen, die es nicht gleich umbringt.«

Phoebe ging nicht darauf ein. »Es ist gut, dass Chas dich hat, Mira. Du verstehst ihn am besten.«

»Ja, meistens tue ich das«, murmelte Mira nur und starrte ebenfalls die geschlossene Tür zum Arbeitszimmer an. Das Problem war, dass jedes Mal, wenn sie glaubte, die undurchdringliche Mauer um Chas endlich durchbrochen zu haben, wieder Momente wie dieser kamen, in denen er dichtmachte und alle Menschen – sie eingeschlossen – aussperrte. Sogar das verstand sie – jedenfalls konnte sie im Nachhinein meist erklären, wie es dazu gekommen war. Aber das machte den Schmerz über die Zurückweisung nicht erträglicher.

Die Stimmung beim Abendessen hätte nicht gedrückter sein können. Selbst Phoebes wunderbarer Maccaroniaufwurf schmeckte schal auf Miras Zunge. Chas hatte sich nicht mehr blicken lassen und Phoebes zaghaftes Klopfen an seiner Tür vollkommen ignoriert.

»Vielleicht ist er eingeschlafen«, mutmaßte Phoebe und erntete dafür ein Stirnrunzeln von Aleksi.

»Was denn?« Phoebe zerstückte ihre Portion Auflauf mit der Gabel in kleine Stückchen. »Das ist gut möglich nach all der Aufregung heute.«

»Du behandelst ihn wie ein Kind«, brummte Aleksi. »Er ist kein Kind mehr und wenn er eines wäre, dann würdest du ihn mit deiner ewigen Nachsicht nur verziehen.«

Phoebe ließ die Gabel sinken. »Ich weiß sehr genau, dass er kein Kind mehr ist. Aber er hat auch, weiß Gott, nie eines sein dürfen. Zuerst, weil mein fürchterlicher Schwager unbedingt einen Thronfolger aus ihm machen wollte; dann, weil er nach seiner Flucht von zu Hause ganz auf sich allein gestellt war.« Sie blinzelte heftig. »Also lass mich ihn ein bisschen verziehen. Vielleicht tut es ihm gut.« Langsam hob sie die Gabel mit dem ersten Bissen zum Mund.

»Er ist trotzdem kein Kind mehr«, sagte Aleksi leise, aber mit Nachdruck.

Phoebes Gabel klirrte auf den Teller. »Und schon gar nicht unseres. Ich weiß es, Aleksi. Aber jetzt sind wir die einzige Familie, die er noch hat. Und er unsere, falls du es vergessen hast.«

Mira stocherte betreten in ihrem Teller herum und gab sich alle Mühe, dabei nicht aufzusehen. Am liebsten hätte sie sich die Ohren zugehalten. Sie hatte die Kiste mit den Babysachen im Schrank im Gästezimmer gesehen. Sie waren nicht einmal besonders gut versteckt – die Box war durchsichtig und schon als Mira zum ersten Mal ihre Kleider in ein freies Fach geräumt hatte, waren ihr der Teddybär, das Wolkenmobile und die gestrickte Decke aufgefallen. Sie hatte es nicht gewagt, Chas danach zu fragen.

Eine Weile war nur das Klappern von Besteck zu hören, doch auch das verstummte bald. Ihnen war allen dreien der Appetit vergangen.

»Also ...« Aleksi räusperte sich. Er war ungewohnt ernst – vielleicht, weil ihm Chas zum Herumalbern fehlte, vielleicht, weil ihm nach den Ereignissen dieses Tages einfach nicht mehr zum Scherzen zumute war. »Wir sollten darüber sprechen, wie es mit euch beiden weitergeht. Ihr habt keine Staatsbürgerschaft, aber immerhin eine Aufenthaltsgenehmigung, und ich sehe keinen Grund, warum ihr nicht anfangen solltet, euch hier ein neues Leben aufzubauen. Die Chancen stehen ... na ja, jedenfalls nicht schlecht, dass sie eure Aufenthaltserlaubnis einfach alljährlich bis an euer Lebensende erneuern. Zumindest wenn Auttenberg da drüben nicht auch noch einen Krieg anzettelt.«

Mira schluckte und beschloss, nicht weiter nachzuhaken, wie gut oder schlecht ihre Chancen wirklich standen. Sie stimmte Aleksi zu: Sie konnten nicht einfach ein Jahr lang tatenlos herumsitzen, bis sie wussten, ob man ihnen ein weiteres Jahr hier gewähren würde. Sie mussten Englisch lernen, das Leben hier kennenlernen.

»Ich glaube, Chas gefällt die Arbeit auf der Plantage. Aber jetzt, wo die Ernte vorbei ist, gibt es nicht mehr so viel zu tun. Die Bäume müssen beschnitten werden, aber dann kommt der Winter. Erst im Frühjahr geht es wieder los, wenn die Jungbäume in die Erde müssen.« Aleksi wandte sich an Phoebe. »Meinst du, dein Winterjob wäre etwas für ihn? Du könntest ihn zumindest einmal mitnehmen und ...«

»Das ist nichts für ihn«, widersprach Phoebe. »Die ganzen kranken Leute, der hektische Klinikalltag ... du kennst ihn doch. Es würde ihn überfordern.« Sie seufzte. »Wir könnten in der Gemeinde fragen, ob ihm jemand ein Praktikum vermitteln kann. Aber es würde mich wundern, wenn mehr als das dabei herauspringt. Die Arbeitslosenquote war noch nie so hoch. Es gibt einfach keine Stellen. Es sei denn, du bist hochqualifiziert.«

»Also sieht es für uns schlecht aus«, fasste Mira zusammen.

Chas hatte in Nederlandland noch nicht einmal die Schule abgeschlossen, geschweige denn eine Ausbildung gemacht – er hatte im Untergrund gelebt, seit er elf Jahre alt gewesen war. Und Mira hatte eine vage Ahnung, dass es ohnehin keine Rolle spielte. Auch ihre Schulbildung würde ihr hier – sogar trotz der guten Noten – nichts bringen, lückenhaft und einseitig, wie sie war.

Phoebe, offenbar mit einem feinen Gespür dafür ausgestattet, was in Mira vorging, schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. »Ihr habt alle Zeit der Welt, all die

Dinge zu lernen, die ihr versäumt habt. Leider hat der Unterricht an den Colleges schon begonnen. Selbst für das Frühjahr wird es zu spät sein, um euch noch anzumelden.«

»Vielleicht wäre die Highschool auch besser«, warf Aleksi ein. »Du weißt selbst ... na ja, du warst in Nederlandland in der Schule und kannst selbst am besten einschätzen, wo die beiden Anschluss finden können.« Er lächelte entschuldigend und wandte sich hastig wieder seinem Auflauf zu, offenbar in Sorge, er könne Mira gekränkt haben. Es stimmte auch: Seine Worte trafen sie. Am meisten allerdings, weil sie wahr waren. Vermutlich wussten die Erstklässler hier in Amerika mehr über die Welt als Mira und Chas zusammen.

»Wir können noch nicht einmal die Sprache«, flüsterte sie beklommen.

»Das ist das allergeringste Problem«, erklärte Phoebe zuversichtlich. »Englisch kann ich euch beibringen. Und ein paar elementare Dinge über Geschichte und Geografie auch. Bis November bin ich sowieso noch zu Hause und helfe Aleksi. Und die meisten Arbeiten hier lassen sich gut mit gleichzeitigen Englischstunden vereinbaren.«

Mira nickte, aber das Lächeln, das sie Phoebe zu schenken versuchte, misslang gründlich. Sie war sich alles andere als sicher, ob es mit ein paar elementaren Dingen wirklich getan sein würde.

Nach dem Essen beschloss Mira, dass es nun wieder sicher sein dürfte, sich Chas zu nähern. Jedenfalls für sie. Mit Erstaunen hatte sie schon bei vergangenen Gelegenheiten festgestellt, dass er sie noch am ehesten in seiner Nähe duldet, wenn er in Aufruhr war.

»Chas?« Sie hielt sich nicht mit Klopfen auf, sondern betrat das Zimmer mit nicht mehr als dieser kurzen